

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz — Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 19. Dezember 1916

Fernsprecher:
Königstein 44

Nummer 51

Die den Weg bereiten.*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

18

Da ist Töde ganz still geworden. Nun schafft sie wieder in ihrer armseiligen Hütte, und das Lüttje lacht schon, Kapitän."

Der graue Seemann sah starr vor sich hin.

"Een Jung, Oda Dahlgren, een Jung?"

"Ja, Kapitän, er heißt wir Ihr — Lars Lorenzen, und wenn ich ihm ein Lied singe, dann lacht er schon, lacht, wie Golde vielleicht als keines Kind lachte."

Sie brach jäh ab.

Ein unbeschreiblicher Blick aus den Augen des Kapitäns hatte sie getroffen. Jetzt sah der Alte zum Fenster hinaus auf das weite Meer — auf seiner Stirn wetterte es, aber er schwieg.

Oda faßte schüchtern seine Hand.

"Lieber, lieber Herr Kapitän," bat sie sanft, "darf ich mal etwas sagen?"

Er sah sie nicht an, er nickte nur.

"Ich habe gedacht," fuhr sie fort, "weil Ihr doch jetzt so ganz allein seid und doch in dieser furchtbaren Zeit einer dem anderen helfen muß, da solltet Ihr Euren Groll gegen den Toten begraben."

Der Kapitän fuhr mit zornfunkelnden Augen herum.

"Für een ganzet Leben vull Qual?" fragte er.

"Grau un swer is ja immer det vulle Leben, Kapitän — de Hartenspien, de drägt jeder still vor sich alleen."

Nachdenklich forschte der alte Mann in dem jungen Gesicht mit den voll zu ihm aufgeschlagenen bittenden Augen. Dann legte seine große Hand sich sanft auf ihren blonden Scheitel:

"I kann Ju veel vertellen, Oda Dahlgren, von dat olle Minschenhart, det Dag für Dag stumm still is, un doch mit'n hellen Schri mit eenmal upschnappt, as wir 't sin letztes. Man to, denk ik, man jümmer vörwärts as de Wellen."

"Ja, Kapitän," stimmte Oda bei, ihm jetzt frei in die Augen blickend, "und weil ich das weiß, weil ich Euch kenne, weil ich jeden Tag mehr erfahre, welch ein prächtiges, tüchtiges Herz Ihr habt, darum möchte ich Euch von Herzen bitten: Nehmt die beiden armen Frauen, Mutter Lorenzen und Töde, die alles verloren haben, und das kleine Kind zu Euch, damit das Lachen des kleinen Lars Euer Haus wieder hell macht, wie einst, als Golde Euch entgegenlachte. Es ist ja Blut von Eurem Blut, Kapitän, Eures toten Bruders Enkel — Lars Lorenzen."

Totenstille war in der Stube. Der Kapitän, beide Hände in seine grobe Flauschjacke gefaßt, starrte vor sich hin.

(* Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.

Oda sah mit banger Augen, welch übermenschlichen Kampf der starke Mann kämpfte. Sie wagte nicht, sich zu rühren.

"Een Jung," sagte er dann wie verträumt, "een lütte Jung?"

"Und blonde Härchen hat er, und Augen wie Golde," sprach Oda leise.

Donnernd schlug die Faust des Kapitäns auf den Tisch, daß die goldgeränderten Tassen klirrten.

"Dunnerlechten," fluchte er plötzlich und fuhr sich mit der Hand über das feuerrote Gesicht.

"De Jung soll kommen, un mintwegen oof de Frugens-lüd. Keen Minsch soll seggen, det oll Kapitän Lorenzen nich weet, wat sich hört."

Da neigte Oda ihr junges Gesicht auf die grobe Hand des Alten und küßte sie, so daß dem Kapitän der Kopf noch röter wurde und er verlegen polterte.

"Wat Düwel, ik oll Rirl?"

"Ja, Papa Kapitän, weil Ihr der beste, goldigste Mensch auf Erden seid, weil ich weiß, daß die drei Verlassenen es wie im Himmel bei Euch haben werden und Euch auch wieder die Sonne ins Haus bringen und ein behagliches Alter. Jetzt aber muß ich fort, gleich muß ich es Töde und Uwes Mutter sagen. Wie froh und glücklich werden die Armen sein."

Der alte Seemann sah Oda gedankenvoll nach, wie sie so selig dahin stürmte, den einsamen Frauen ihr Glück zu künden.

Ungeschickt faltete er die großen Hände über der breiten Brust, und seine Augen suchten das weite Meer, das im letzten Abendstrahl goldene Wolkenberge aus den Fluten steigen ließ.

"Uwes Sohn mußte für sein Vaterland fallen," ging es dem Alten durch die Seele, "damit sein Enkel und die beiden Frauen es leichter haben sollen im Leben als bisher. Herr Gott, wie unerforschlich sind deine Wege."

Und dann setzte er ganz leise hinzu:

"De Jung, de lütte Jung, Lars Lorenzen soll min Erbe sien."

Die Sonne verglomm, und die Rosenranken auf Golbes Grabe, die schaukelten im Frühlingswind und grüßten mit leisem Neigen zu Peter herüber von dessen Hügel sich die ersten grünen Spitzen der Sonne entgegenreckten.

Kapitän Lorenzen aber schlief zum ersten Mal nach Golbes Tode tief und traumlos die ganze Nacht.

Der blendende Dünenwall längs der grauen Stadt am Meer dehnte sich in Grabeschweigen. Er schied das blaue Meer im seidenschimmernden Frühlingsgewande von der grünen Marsch, auf der Schwärme von Seevögeln wie wundervolle fremdländische Blumen schaukelten. Es war Ebbe. Nur wie ein zarter Silberfaden kräuselte sich weit am Horizont ein feiner Strich, und wenn die Fut kam, dann wandelte sich oft plötzlich wie in einem Zauberreich in wenigen Augen-

blicken das endlose graue Watt in eine reißendes, wildbewegtes Bogenfeld, das haushohe Wasserberge emporwarf. Träumen gleich tauchte in dämmernder Ferne hier und da eine Hallig mit einem winzigen Kirchturm auf.

Am Vorturm entlang schreitet mit kummervollem Gesicht Hinrich Dahlgren. Er hat kein Auge für das Erwachen des Frühlings ringsum. Auch nicht für die Fahnen, die im Frühlingswinde von den Dächern der Stadt herüber flattern, weil wieder eine Festung der Feinde gefallen, ihn martert nur der eine dumpfe Gedanke: Nun fordert das Schicksal auch noch einen anderen, deinen letzten Sohn.

Wie ein Blitzschlag traf ihn heute früh die Nachricht, daß sein Klaus in einem schweren Seegefecht, nachdem die ganze Mannschaft unter den Klängen des Flaggenliedes ihr Schiff versenkt, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, mit Hunderten von Kameraden ins Meer gesunken, aber schwer verletzt gerettet wurde, als die Schwesterschiffe zur Hilfe eilten und den Feinden den Garaus machten.

Hennede Fröding, der gestern abend zurückgekehrt, nachdem er einen Lazarettzug bis Hamburg geleitet, hatte dem Landrat telephonisch die Schreckenskunde übermittelt. Hinrich Dahlgren war wie versteinert gewesen. Er vermochte gar nicht, nach den Einzelheiten zu fragen, aber Hennede Fröding hatte alles berichtet, auch, daß er den durch Kopfschuß schwer Verwundeten, den er zufällig unterwegs aufgenommen, mit in die Heimat gebracht habe, daß er aber dringend bitte, vorläufig von allen Besuchen abzusehen, die den Verwundeten zu sehr aufregen würden. Klaus sei vorzüglich gepflegt, und wenn keine Komplikationen eintreten, so bestände Hoffnung, ihn durchzubringen, doch dürfte er nicht verhehlen, daß noch immer allerhöchste Lebensgefahr bestünde. Der Stabsarzt hatte dann noch gebeten, die Damen zu grüßen. Sobald er abkommen könnte, würde er die Herrschaften aufsuchen, um alles Nähere zu berichten.

Der Landrat hatte sofort nach dem Jordsandhof telephoniert und Lordes war mit Ube gleich in die Stadt gekommen. Sie saß nun mit Tante Tina und Oda, die verweinte Gesichter hatten, in der Halle und starrte ins Leere.

Ihn aber hatte es nicht zu Hause gelitten. Es riß und drängte ihn zu seinem Kinde, zu seinem herrlichen, tapferen Jungen, den er nun auch noch würde hergeben müssen. Ja, fast war es ihm gewiß, als sei auch dieses Opfer unabwendbar. Was scherte ihn das Verbot des Doktors. Er mußte und wollte Klaus sehen, nur mit einem Blick, dann wieder still von dannen gehen und ruhig warten, bis man ihn rief.

Mit wankenden Schritten mühte sich der Landrat vorwärts, all seine Jugendlichkeit und Frische, die ihn immer vor Gleichaltrigen ausgezeichnet, war dahin, als sei er plötzlich uralt geworden.

Im Lazarett wurde ihm der Bescheid, der Stabsarzt sei für niemand zu sprechen.

„So werde ich warten,“ antwortete der Landrat in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete.

Der Sanitater führte ihn dann auch ohne weiteres in Hennede Frödings Zimmer.

Da saß nun Hinrich Dahlgren und wartete. Die Minuten dehnten sich ihm zu Stunden. Endlich, endlich trat der Stabsarzt ein. Noch in seinem weißen Operationskitzel, streckte er — wie es Hinrich Dahlgren schien — ihm in leichter Verlegenheit die Hand entgegen.

„Verzeihen Sie, Herr Landrat, daß ich Sie warten ließ, aber ich habe im Augenblick alle Hände voll zu tun, da so viele Neuaufnahmen zu besorgen sind.“

„Klaus!“ konnte der geängstigte Vater nur hervorbringen. Hennede Frödings Mienen verdunkelten sich.

„Er hatte in der Nacht arges Fieber, der arme Junge. Unaufhörlich hat er das Flaggenlied gesungen, mit dem er und seine Kameraden, wie er wähnt, in den Tod gingen, und „Hurra“ gerufen. Aber jetzt ist es besser.“

„Ist er bei Bewußtsein?“

„Zeitweilig. Jedenfalls müssen wir jede Aufregung von ihm fernhalten.“

„Doktor — die Wahrheit — muß mir auch dieser Junge sterben?“

Hennede Fröding behielt seinen undurchdringlichen Ernst gegenüber der Erregung des Landrats.

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich, Herr Landrat. Die Verwundung ist sehr schwer. Mit Bestimmtheit werde ich mich erst in einigen Tagen äußern können. Wie gesagt, wenn keine Komplikationen eintreten, hoffe ich Klaus durchzubringen. Es wird dabei alles auf die Pflege ankommen. Das geringste Versehen, die kleinste Nachlässigkeit, kann alles vernichten.“

„Wer pflegt ihn, Doktor? Kann nicht Lordes oder Oda?“

Hennede Fröding schüttelte fast heftig den Kopf.

„Nein, er ist in den besten Händen.“

„Kann ich Klaus sehen?“

Wie die herrischen Augen des Landrats bitten konnten. Der Stabsarzt zögerte, dann sagte er:

„Wenn Sie mir versprechen, nicht mit ihm zu reden und dem Verwundeten keine Aufregungen zu bereiten, so kommen Sie.“

„Alles, alles verspreche ich Ihnen, Doktor, nur lassen Sie mich meinen armen Jungen sehen.“

Hennede Fröding ging mit langsamen Schritten voran.

Wenn der Versuch mißlang? Zögernd nur öffnete er die Tür.

Sie traten in einen mäßig großen Vorraum, der wohl der Pflegerin des Kranken zum Aufenthalt diente.

Er war leer. —

„Wer pflegt den Jungen?“ fragte der Landrat nochmals erregt, denn eine Möglichkeit stieg plötzlich in ihm auf, die ihm siedend das Blut durch die Adern jagte. —

„Die welche das größere Anrecht an ihn hat,“ antwortete der Stabsarzt kurz, indem er die Tür zum Krankenzimmer öffnete.

Der Landrat mußte an sich halten, um nicht laut aufzuschreien, aber, da sah er schon das schmale Bett mit seinem Jungen darin. Wie ein Toter lag Klaus, den ganzen Kopf in weißen Verbänden, nur das braune, jetzt ganz hagere Gesicht war bis zu den Augen frei, die geschlossen waren.

Und neben dem Bett, hoch aufgerichtet, stand eine Frau in dunkler Tracht mit der Schwesternhaube auf dem weißen Haar und sah Hinrich Dahlgren mit gar seltsamen Augen an. Eine einzige herrische Bewegung des Landrats wollte die Frau fortweisen, aber Schwester Heilwig richtete sich nur noch höher empor und ihre Hand legte sich, als wollte sie Besitz von ihm ergreifen, auf die Stirn des Kranken. Dann schritt sie, ohne den Landrat mit einem Blick zu streifen, zur Tür hinaus.

Und Hinrich Dahlgren fühlte zum ersten Male nach zwanzig Jahren, daß er die Frau nicht fortschicken durfte, die zu ihrem sterbenden Kinde kam. Aber er haberte mit seinem eigenen Empfinden. Zornbebend maß er den Stabsarzt, der leise lächelte, ein gutes, liebes und doch überlegenes Lächeln, indem er stumm auf den Kranken wies.

Da vertraute des Landrats Zorn. Auf den Fußspitzen trat er an das Bett seines Sohnes. Liebevoll faßte er die magere, so tapfere Jungenhand, und ein brennender Tropfen fiel aus seinem Auge herab.

Der Verwundete lag unbeweglich.

„Wir haben ihm Morphinum gegeben,“ flüsterte der Stabsarzt dem besorgten Vater zu, der sich herabbeugte hatte, auf den Atem seines Kindes zu lauschen, „er wird nun wenigstens ein paar Stunden Ruhe haben. Kommen Sie jetzt, lieber Herr Landrat, und verzeihen Sie mir, wenn ich etwas getan habe, was Ihnen entgegen ist. Hier gilt

mir vor allem die Pflicht des Arztes und die der Menschlichkeit.“

Er ging dem Landrat voran aus dem Krankenzimmer. Als Heinrich Dahlgren in das Vorzimmer trat, war der Stabsarzt schon verschwunden, aber am Fenster stand ruhig und ernst Schwester Heilwig. —

Sie drehte sich beim Eintritt des Landrats, der mit zitternder Hand die Tür zum Krankenzimmer schloß, langsam um, dann trat sie mit kurzem raschen Schritt auf ihn zu.

„Ich habe dir kampfslos den toten Sohn gebracht, Heinrich Dahlgren,“ sagte sie mit fester Stimme, „und bin zurück in das Dunkel gefehrt, um den noch lebenden hier kämpfen zu lassen! Ich habe deine Bewegung vorhin, dort an Klaus Schmerzenslager, wohl verstanden, aber ich gehe nicht!“

Heinrich Dahlgren stieg das stürmische Blut heiß ins Gesicht. Irgend etwas reizte ihn in dem Ton dieser Frau bis zur maßlosen Wut. Wie konnte sie es wagen, ihm hier gegenüberzutreten, ihn anzureden?

„Es gibt ja Gott sei Dank noch Mittel und Wege, sich vor zudringlichen Belästigungen zu schützen,“ gab er so beherrscht als möglich zurück.

Ein leises Hohnlachen flog um Schwester Heilwigs Mund.

„Du warst nie wählerisch in bezug auf die Mittel und Wege, wenn es galt, einer Frau das Leben zu erschweren, weil du glaubtest, ihre Gegenwart könnte dir und deinen Kindern unbequem werden. Ich habe darüber gelächelt, Heinrich Dahlgren, daß du so kleinlich warst. Einst hatte ich dich für groß und gut gehalten, wenn auch für herrschsüchtig und streberhaft. Ich habe vor deinem Zorn gezittert und wagte nie, dir irgendwie entgegenzutreten. Diese meine Feigheit war mit Schuld daran, daß alles kam, wie es gekommen ist. Jetzt aber, Heinrich Dahlgren, weiche ich weder deinem Zorn noch deiner Macht! Ich bleibe bei dem Jungen, bis ich ihn dem Tode abgerungen, oder bis ich auch dieses Kind hergeben muß als bitteres Kriegsopfer. Der Stabsarzt hat wenig Hoffnung, so viel Mühe er sich auch gibt, es zu verbergen. Aber Klaus soll und darf nicht sterben! Mit all meinem Können, mit all meinen Bitten will ich bis zur letzten Kraft bei ihm sein. Wenn es mir aber gelingt, Heinrich Dahlgren, dir deinen Sohn wiederzugeben, wenn Klaus außer Gefahr ist, dann soll der Junge wissen, daß ihm seine Mutter zum zweiten Male dem Leben geschenkt hat, und er selber soll entscheiden, ob ich genug gebüßt. So, und nun sage, ob du das Recht und den Mut hast, mir den Platz am Krankenbette meines Kindes streitig zu machen — sage es, Heinrich Dahlgren?“

Des Landrats Blick irte unsicher über die Frau hin, die so freimütig vor ihm stand und ihn mit flammenden Augen ansah, Augen, die er einst geliebt und dann gehaßt.

Jetzt atmete er auf.

Wie hatte sie doch gesagt?

„Wenn der Junge lebte, sollte er selber entscheiden?“ Sie war also vernünftig genug, sich nicht aufzudrängen. Noch nie im Leben war er sich so klein, hilflos vorgekommen wie dieser Stolz gegenüber, die er doch verachtete.

Unsicher wies er nach der Tür des Krankenzimmers.

„Um diesen da, Schwester Heilwig,“ entrang es sich ihm mit ganz heiserer Stimme, „können Sie bleiben, bis er genesen ist der —“

Seine Stimme brach, denn plötzlich hörte er wieder Ehrensäulen über ein frisches Grab krachen und die Trompeten blasen: „Morgenrot, Morgenrot.“

Nein, nur das nicht. Lieber möchte die Verhaßte sich bei Klaus behaupten, lieber möchte sie ihn ganz nehmen, seinen sonnigen Jungen. Nur leben, leben sollte er, der letzte seines Namens, sein letztes Glück, seine letzte Hoffnung.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegerfrauen.

Von Rich. Arah, Frankfurt a. M.

Im Nachmittagszug einer Kleinbahn ist es. Das „Bähnle“ fährt eben pustend und fauchend eine kleine Anhöhe hinauf, um dann auf dem „Bahnhof“ eines der an der Strecke liegenden Dörfer zu halten. Noch ein paar Dampfpuffer der Maschine und auf fast freiem Felde hält der Zug. Nun wirds lebendig in den Wagen: lautes Fragen und Antworten, Rindergeschrei, Gepäck wird hin und her geworfen. Alles überläßt die hohe Füstelstimme des weiblichen Schaffners, der den Halteort ausruft. Türen werden geöffnet und zugeschlagen. Ein paar Menschen steigen ein. Meist Frauen. Dann vorne wieder ein wildes Fauchen der Lokomotive. Ein paar Stöße. Der Zug fährt an. Bald hört man nur noch das ewig gleichförmige Lied der Räder und Achsen.

Wir gegenüber hat eine Frau Platz gefunden. Jung noch, höchstens dreißig, im schlichten Arbeitskleide. Auf dem Schoß eine kleine Tasche. Die feinen weißen Hände umschließen leicht und doch fest den Messingbügel. Diese Hände, sie scheinen garnicht zur Arbeit geschaffen. Ein dick-wollenes Kopftuch umschließt ein liebliches, etwas blaßes Gesichtchen. Unter der reichen Fülle des goldblonden Haars blicken ein paar blaue, seelenvolle Augen fast verwundert und neugierig in den Wagen, streifen an den mehr oder weniger interessanten Gesichtern der Insassen vorbei, mustern auch mich und dringen dann durch die Scheiben hindurch in die rasch verfliegende Landschaft. Sinnend und träumend. Und manchmal geht es wie ein Leuchten über ihr Gesicht.

Die zarte, blaße Frau mit den feinen Händen in dem schlichten Arbeitskleide beschäftigt mich. Geht sie zur Arbeit? Und zu welcher? Fast muß ich lächeln bei diesen Gedanken. Diese weißen Finger haben wohl noch nie in die rauhe laute Arbeit des Werktags gegriffen. Oder doch. . . . ? Hat da nicht auch der Krieg ein hartes, unerbittliches Muß gesprochen. . . ?

Ueber irgend einen Gegenstand komme ich mit ihr ins Gespräch. Sie ist sehr leutselig und redselig die blonde Frau. Die Worte sprudeln ihr nur so über die leichtroten Lippen wie die flüchtigen Wellen eines Bergquelles. Ihr Mann sei nun schon über zwei Jahre im Felde; zuletzt habe er von der Somme geschrieben, und daß er bald auf Urlaub käme. Wie sie sich darauf freue! Und, daß sie jetzt noch viel lieber in die Fabrik ginge. Ja, in die Fabrik ginge sie und mache Zünder. Zwar noch nicht lange. Ein paar Tage erst. Früher habe sie das nicht gebraucht. Da habe ihr Mann reichlich verdient. Aber jetzt, wo sie auch noch ihren alten Vater bei sich habe, da sei es oft recht knapp. Und es gingen doch jetzt so viele Frauen und Mütter in die Fabrik. Da habe sie sich auch gemeldet. Am ersten und zweiten Tage habe sie es allerdings kaum aushalten können in all dem Getöse und Maschinengefäus. Sie habe sich gleich wieder auf und davon machen wollen. Aber da habe sie sich gesagt, — dabei macht sie ein energisches Gesicht — daß sie aushalten müsse. An ihren Mann habe sie auch gedacht, der ja noch viel schwereres draußen zu ertragen und zu erdulden habe. Und sie sei geblieben. Nun mache es ihr schon garnichts mehr aus. Und dann sei ja auch alles zu Hause wohlbestellt, denn ihre Älteste, die Lina, die nächstes Jahr aus der Schule komme, könne schon kochen und den kleinen Emil pflegen und warten, und die Lina freue sich immer so, wenn sie alles recht mache.

Ihr Mann wisse noch nicht, daß sie in die Fabrik ginge. Sie wolle ihn damit überraschen, wenn er endlich auf Urlaub käme. Sie könne doch nicht so zu Hause sitzen, wenn ihr Mann draußen für sie und die Kinder und das Vaterland kämpfe. Sie müsse doch auch etwas für das Vaterland tun. Denn je mehr sie hier im Lande Zünder mache, um so schneller sei der Krieg zu Ende. Dann käme doch auch ihr

Mann und es sei wieder alles Friede und Glück. Dann könne sie doch auch stolz neben ihm hergehen, der jetzt das „Eiserne“ gekriegt habe.

Ich wollte etwas fragen und erwidern. Da fährt der Zug ein. Die blonde Frau mir gegenüber erhebt sich. Noch ein kurzes Nicken des Kopfes und dann ist sie mit einem „Nun muß ich aber machen, daß ich nicht zu spät komme,“ aus dem Wagen und verschwunden.

Ich aber blicke mit Ehrfurcht hinüber nach dem Platze, von dem mir eben die schlichte Frau des Volkes mit größter Selbstverständlichkeit Dinge erzählt hat, die einst dastehen werden als das Größte und Höchste, was die deutsche Frau je getan hat.

Verdienen unsere Frauen nicht auch ein „Eisernes“?

Im Geiste sehe ich die Schützengräben vor mir. Wüste Schlachtfelder. Kämpfende und ringende Menschen. Moderne Titanen. Und hinter den deutschen Männern sehe ich eine andere Gestalt wachsen, groß und hehr, segnend und doch mit nerviger Hand packend in das Rad der Zeit: die deutsche Frau.

Auch sie wird die Geschichte nie vergessen. Sie werden beide ewig leben

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

22. Dezember 1915. Einen harten Kampf gab es im Westen um die viel umstrittene Stellung am Hartmannsweilerkopf, die nach heißem Ringen schließlich in deutschen Händen blieb. — Die mit so vielem Pomp angekündigte französische Siegesanleihe ergab zwar 14 Milliarden Franken, allein die baren Einzahlungen betrugen nur 3 Milliarden.

23. Dezember 1915. Im Westen fanden noch Kämpfe am Hartmannsweilerkopf, in den Vogesen und bei Souain statt. — England gab jetzt seine Dardanellenverluste auf rund 114 000 Mann an, eine ungeheuerliche Zahl gegenüber dem kläglichen Mißerfolg. — Amerika überreichte an Oesterreich-Ungarn eine neue „Ancona“-Note, in der nach wie vor die Torpedierung des Schiffes als völkerrechtswidrig bezeichnet wurde.

24. Dezember 1915. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz erneuerte sich stellenweise das Geschützfeuer, allgemeine Angriffe fanden jedoch nicht mehr statt. — Wie man jetzt erfuh, geschah der Abzug der Engländer von Gallipoli auf Ritcheners Veranlassung, die Engländer kamen durch den Abzug 8 Divisionen frei.

25. Dezember 1915. Die Türken gingen bei Kut el Amara energisch gegen die Engländer vor, die sich nur unter starken Verlusten der Umfassungsbewegung entziehen konnten. — Der König von England betonte wieder einmal in einem Erlass die Sicherheit des Sieges, während der König von Rumänien in einer Ansprache die Interessen seines Landes mit Weisheit und Kraft zu wahren versprach; nach einem Jahr sah die Wirklichkeit anders aus.

26. Dezember 1915. Die italienische Artillerie entfaltete lebhafteste Tätigkeit gegen die Tiroler Südfrent; bei Rovereto erlitten die Italiener eine Niederlage.

27. Dezember 1915. Im Westen herrschte stellenweise lebhafter Artilleriekampf, am Hirsstein erfolgte ein französischer Angriff, der Bahnhof Soissons wurde von deutscher Seite beschossen. — Im Osten begann jetzt die starke russische Offensive in Bessarabien; besonders heftige Vorstöße der Russen gab es zwischen Pruth und Toporouk, wo 5 Infanterieangriffe und ein anschließender Massenangriff in 16 Reihen unter schwersten Verlusten für den Feind zusammenbrachen.

28. Dezember 1915. Im Westen gab es neue Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf, wo die Franzosen, ebenso wie am Hirsstein, unter starken Verlusten zurückgetrieben wurden.

— Im Osten wiederholten an der bessarabischen Grenze die Russen ihre vergeblichen Massenangriffe. — Die Italiener entfalteten eine zwar lebhaftere aber erfolglose Tätigkeit an der Tiroler Südfrent.

29. Dezember 1915. Im Westen wurde ein englischer Versuch, bei Lille die deutschen Stellungen zu durchbrechen, vereitelt; ein kleines nächtliches Unternehmen deutscher Truppen gegen Albert war erfolgreich und am Hartmannsweilerkopf wurden die letzten Grabenstücke zurückerobert. — Im Osten wurde die russische Offensive stärker; die Truppen Linsingens wiesen russische Vorstöße ab, während in Ostgalizien an der Strypa die Oesterreicher unter Bothmer die russischen Sturmkolonnen zusammenschossen, namentlich am Brückenkopf von Burkanow war der Kampf sehr heftig. — Oesterreichs Antwortnote an Amerika behielt bei aller Höflichkeit des Tones die Auffassung bei, daß eine Verletzung des Völkerrechts bei der „Ancona“-Versenkung nicht vorliege. — Im englischen Ministerrat wurde die allgemeine Wehrpflicht angenommen und damit eine Maßnahme eingeführt, gegen die England angeblich zu Felde gezogen war.

30. Dezember 1915. Im Osten dauerten die starken russischen Angriffe an der Strypafront fort; bei Buczacz brachen die russischen Stürme unter dem Feuer der Armee Pflanzers-Ballin zusammen. — Geradezu skandalös und ein schwerer Bruch des Völkerrechts war der englische Gewaltstreich in Saloniki, durch welchen die Konsuln der 4 Mittelmächte verhaftet und auf französische Schiffe gebracht wurden. — Nach 1½-jähriger Unterbrechung fand die Wiedereröffnung des Bahnweges nach Bulgarien über die neue Savebrücke bei Belgrad statt. — Der englische Postdampfer „Persia“ wurde bei Areta torpediert.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtslied.

Wie sich die Sterne droben entzündten,
strahlend in Schönheit und ewiger Pracht —
siehe, so wollen die Glocken uns künden
wieder das Wunder der Weihenacht.
Mit ihrem Klingen ziehet auf Schwingen
seliger Liebe, himmlische Macht
tief in die Herzen, die standhaft im Ringen
wehren den Feinden im Loben der Schlacht.

Wieder weckt Jesu erlösende Liebe
unter dem strahlenden Tannenbaum
Hoffnung auf Frieden im Kampfesgetriebe,
als der Erfüllung beglückenden Traum.
Stunden, so wonnig im Flockengewimmel,
halten umfangen im Geiste den Sinn,
wie ich als Kind unter'm Sternenhimmel
einst durch die Christnacht gegangen bin

Arm wie ein Bettler und reich doch an Träumen,
grüßt ich dein wunderbares Land,
mit seinen Krippen und Tannenbäumen,
gläubig den Blick dir zugewandt

Trennen auch Fernen mich heute hienieden
von meinen Lieben. Ich grüße die Nacht,
die mir durch Jesum den inneren Frieden
seiner erlösenden Gnade gebracht.

Kanonier Emil Heymer,
Ersatz-Bat. Fuß-Artillerie-Reg. Nr. 21,
3. Batterie.



Illustriertes Sonntags-Blatt

zur
Amtlichen Taunus-Zeitung.
Verlag von Ph. Kleinböhl in Königstein i. T.

1916. * Nr. 51

Die Eistante.

Erzählung von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verb.)

Jeder in dem Städtchen kannte das alte Fräulein mit den wunderbar altmodischen, grauen Hängelöbchen und dem eigentümlichen, wippenden Gang. „Die Bachstelze“ wurde sie hie und da wohl genannt, aber regelrecht bekannt und berühmt war sie doch unter dem Namen „Die Eistante“.

Man konnte nämlich, sobald die Eisbahn auf dem See eröffnet war, sozusagen „kommen, wann man nur wollte“, immer ging das kleine, zierliche Persönchen mit dem blassen, freundlichen Gesicht, das an ein verblichenes Daguerrottyp erinnerte, am Ufer auf und ab, aufmerksam die Schlittschuhläufer beobachtend. Oft stieg sie auch die Treppe zum See hinunter und ging dann kreuz und quer über das Eis mit kleinen, trippelnden, wippenden und doch sicheren Schritten.

Es kamen wenige Fremde in die kleine Stadt; war aber gerade zur Winterszeit ein Besuch oder ein Umlauber da, so hielten sie sicher topfschüttelnd im Laufen ein und sahen der alten Dame nach.

„Bei der scheint etwas nicht in Ordnung zu sein“, meinten die Einheimischen.

Das bekam auch Ilse Brenner zu hören, als sie ihren Partner, Doktor Hans-Heinz Buchwald, nach ihr fragte.

„Ich kenne sie schon aus meiner Bräunungszeit, und komischerweise hat sie immer ein besonderes Auge auf alle angeblichen Liebespaare“, meinte er und wurde dann sehr rot, und seine Verlegenheit teilte sich der Partnerin mit, die aber sofort mit der dem weiblichen Geschlechte in kritischen Augenblicken eigenen Geistesgegenwart auf ein anderes Thema übersprang.

Dabei war es doch stadtbekannt, daß Doktor Hans-Heinz Buchwald und die hübsche Ilse Brenner aus Berlin, die seit einigen Wochen bei ihrem Onkel, dem Gymnasialdirektor Brenner, zu Besuch weilte, ein angeheimes Brautpaar waren. Nicht zu der Freude der einheimischen jungen Mädchen, die es gar nicht in der Ordnung fanden, daß die beste Partie des Städtchens sich eine Berlinerin als Frau aussuchen wollte.

Daß die Verlobung aber noch nicht fertig und die Karten noch nicht verschickt waren, das war einzig und allein die Schuld des Fräuleins Ilse Brenner, das jetzt mit einem allerliebsten trübseligen Gesicht ein paar elegante Bogen um Herrn Doktor Buchwald herum ausführte, der mit zusammengepreßten Lippen, untergeschlagenen Armen und nicht gerade heiterem Gesichtsausdruck die anmutige Mädchengestalt mit seinen Blicken verfolgte.

Er liebte Ilse Brenner von ganzem Herzen, er wußte auch, daß ihr Herz für ihn sprach, und war überzeugt, daß sie ausgezeichnet zueinanderpassen würden, wenn



Auf dem Weihnachtsmarkt. Von H. C. Günther.

er sie, die einzige, verwöhnte Tochter reicher Eltern, erst ganz für sich allein haben würde. Und er war entschlossen, heute eine Entscheidung herbeizuführen. Er war nicht der Mann, sich durch Mädchenlaunen quälen und hinziehen zu lassen.

Mit ein paar großen Bogen war er neben ihr und streckte ihr seine Hand hin: „Wir wollen etwas weiter hinaufgehen, das Eis ist dort nicht so abgenutzt.“

Sie waren beide gleich gute Läufer. Leicht und gleichmäßig sich wiegend, glitten die zwei großen, schlanken Gestalten über die weite Fläche des Sees, dorthin, wo es fast menschenleer war, und nur einzelne Läufer sich allein in allen möglichen Kreisen und Bogen übten. In eine der kleinen Ausbuchtungen zwischen verschneiten Tannen führte Buchwald sie, so daß sie von neugierigen Augen nicht beobachtet werden konnten.

Da hielt Doktor Buchwald mit einem Rud inne, aber Ilse hand behielt er in der seinen: „Fräulein Ilse, Sie haben so oft und so energisch bei den verschiedensten Gelegenheiten erklärt, daß Sie sich nie entschließen könnten, für immer in einer kleinen Stadt, insbesondere hier in Banský, zu leben, und daß Sie geschworen hätten“ — hier lächelte er etwas ironisch — „nur einen Mann zu heiraten, der mit Ihnen in Berlin wohnen würde, so daß ich bisher noch nicht wagte, die Frage an Sie zu richten, die über mein Glück entscheiden soll. Und doch beendet den ganzen Streit über den vorerwähnten Punkt ein einfaches Ja oder Nein. Haben Sie mich lieb, Ilse?“

Ilse Brenner wurde dunkelrot, und ihre Augen, die sie zuerst voll zu dem Doktor aufgeschlagen hatte, irrten unsicher ab. „Ich verstehe nicht, was das damit —“ stammelte sie verwirrt.

„Wirklich nicht, Ilse?“ fragte Buchwald in innigem Ton. „Daß ich Sie liebe, von ganzem Herzen liebe, wissen Sie; wenn Ihre Liebe gleich fest und tief ist, dann wird es Ihnen auch nicht schwer fallen, für immer hier mit mir in meiner Heimat zu bleiben.“

„Mit demselben Rechte“ — und ihre braunen Augen blitzten ihn dabei zornig an — „könnte ich sagen: Wenn Sie mich wirklich lieben, so wird es Ihnen kein Opfer sein, diesem Neste den Rücken zu kehren und nach Berlin zu kommen, das Ihnen in jeder Beziehung mehr bieten würde.“

„Sie vergessen, daß es von alters her Sitte ist, daß der Mann den Herd baut, an den ihm die Frau folgt, nicht umgekehrt.“

Sie zuckte ungeduldig die Achseln: „Das ist mir ganz gleich! Was früher Sitte war, paßt nicht immer auf moderne Verhältnisse.“

„Verstehen Sie unter modernen Verhältnissen, daß der Mann um der Laune einer Frau willen seinen Beruf, der ihm Freude und Zufriedenheit und sicheres Brot gibt, aufgeben soll, um — unter Umständen als Nichtstuer von ihrem Gelde zu leben?“ fragte er eifrig.

„Soviel ich weiß, kann man gerade den ärztlichen Beruf überall ausüben, und Berlin dürfte doch weit mehr Fortbildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten bieten als Banský“, antwortete sie spitzig. „Im allgemeinen pflegt es auch nicht als Schande betrachtet zu werden, wenn eine Frau vermögend genug ist, um ihrem Mann den Erwerbssampf erleichtern zu können.“

Er wurde dunkelrot: „Nein, eine Schande ist es nur, wenn ein Mann so wenig Charakter besitzt, daß er ein Tätigkeitsfeld, das er sich in Jahren harter Arbeit und heißen Strebens bebaut hat, aufgibt, um — den unvernünftigen Wunsch einer Frau zu erfüllen, die nicht zu ahnen scheint, was sie eigentlich verlangt. Es wäre anders, wenn ich ein junger Anfänger wäre, der erst irgendwo festen Fuß fassen muß. Ich bin stolz darauf, aus eigener Kraft etwas geworden zu sein, gerade hier in meiner Vaterstadt mir Ansehen und Vertrauen erworben zu haben. Ich darf wohl von einer Frau, die mich liebt, erwarten, daß sie gern mein Leben, wie ich es mir aufgebaut habe, mit mir teilen wird. Ilse, sehen Sie denn wirklich nicht ein, daß ich kein Mann, sondern ein Schwächling wäre, wollte ich davon abgehen“, fragte er bittend, ihre Hand noch einmal mit innigem Druck in seine beiden nehmend.

Gestig machte sie sich los: „Ich sehe ein, daß Sie nur an sich denken, daß Sie meinen, die Frau soll alles aufgeben und Sie gar nichts. Ich glaube nicht an Ihre Liebe.“

Damit drehte sie sich um und fuhr in großem Bogen, ohne sich noch einmal umzusehen, dem Ufer zu.

Es folgten böse Tage für Ilse Brenner. Sie hatte sich geirrt, wenn sie meinte, sie würde gleich am nächsten Tage einen Brief mit Bitten und Beschwörungen von Doktor Buchwald erhalten. Er ließ nichts von sich hören; auf dem kleinen Tanzfest, das Bürgermeister bald darauf gaben, fehlte er, und als Ilse sich nach langen Kämpfen mit ihrem Eigensinn entschloß, zur gewohnten Stunde auf die Eisbahn zu gehen, war er nicht da.

Da überkam sie eine heiße Angst: Sollte nun wirklich alles zu Ende sein? Würde er nie mehr versuchen, sich ihr zu nähern,

und würde sie schließlich nach Hause reisen müssen, mit der Aussicht, für immer von ihm getrennt zu sein? Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, und sie weinte des Nachts in ihre Kissen, am Tage aber gab sie sich Mühe, lustiger und ausgelassener zu sein denn je.

Durch das Städtchen aber ging bereits ein Rischeln und Tuscheln. Jene, welche es nicht besonders gut mit dem Doktor meinten, sagten: „Der Goldfisch scheint doch nicht angebissen zu haben“, und andere, die Ilse Brenner die gute Partie nicht gönnten: „Ja, ja, der gute Doktor hat eingesehen, daß an dem Mädel doch nicht viel dran ist.“

Zu Ilse Verzweiflung trat auch noch Tauwetter ein, und damit schwand ihre Hoffnung, den Doktor doch noch einmal ungestört zu sprechen.

Endlich aber, drei Tage bevor sie abreisen sollte, gab es wieder Frost, und trotz des Kopfschüttels der Tante, die da meinte, daß nach einer einzigen Frostmacht die Eisbahn noch nicht wieder eröffnet sei, ging Ilse, mit den Schlittschuhen am Arm, zum See hinunter.

Außer ein paar halbwüchsigen Jungen war kein Mensch auf der Bahn, und das Eis sah auch nicht sehr vertrauenerweckend aus. Der alte Anichallmann mahnte: „Na, Fräuleinchen, aber hübsch hier vorn bleiben, hinten ist's noch nicht sicher!“

Das war auch sowieso Ilse Absicht, denn falls das Herz des Doktors Buchwald ihn doch hierher treiben sollte, so wollte sie ihm sofort sichtbar sein.

Was sie allerdings mit ihm sprechen würde, war ihr selbst nicht recht klar, denn sie dachte nicht daran, daß sie etwa die Nachgebende sein könnte. Sie, die vielumworbene reiche Ilse Brenner war es, die Opfer verlangen konnte, und mit dumpfem Trotz und Zorn dachte sie an den eigensinnigen, hochmütigen Mann, der sie beugen wollte, und schalt sich selbst töricht, daß ihr Herz nun gerade um diesen Mann sich härmte und grämen mußte.

Sie hartete vergeblich; Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und die wohlbelannte, schlankte Männergestalt ließ sich nicht blicken; nur vereinzelt Läufer hielten es der Mühe wert, sich auf dem schlechten, unter der Mittagssonne wieder ganz weich gewordenen Eis zu versuchen.

Ilse hätte am liebsten laut geweint vor Zorn und Enttäuschung, und ganz in ihre schmerzlichen Gedanken versunken, achtete sie nicht auf das leise Knistern und knadende Eis und fuhr in weiten Bogen jener Stelle zu, wo die verhängnisvolle Unterredung zwischen ihr und Doktor Buchwald stattgefunden hatte.

Da — ein scharfer, heller, gläserner Knack, ein tödlich erschrecktes Stutzen der schlanken Mädchengestalt, und dann ein schriller, kurzer Schrei des Entsetzens, als Ilse Brenner spürte, daß das Eis unter ihrem rechten Fuß nachgab, und er hinabstank in die eisige Tiefe. Mit raschem Instinkt, den die Todesangst ihr eingab, warf sie den Oberkörper nach hinten hinüber, während ihre linke Hand sich bemühte, das kurze Gestrüpp des Ufers zu fassen. Noch hatte sie nicht um Hilfe gerufen, es war, als habe der Schreck ihre Stimme gelähmt, und wie eisige, furchtbare Todeslähmung stieg es auch an ihrem Körper in die Höhe und drohte, sie ganz zu umfassen.

Jetzt wurde ein leichter, gleitender Schritt dicht über ihr am Ufer hörbar, und plötzlich streckte sich von dort die gebogene Krüde eines Schirmes ihr entgegen, und eine Frauenstimme sagte: „Fassen Sie an, ich helfe Ihnen heraus.“

Mechanisch gehorchte Ilse, und mit dem Augenblick, da ihre Hand einen Halt gefunden, kam ihre ganze Willenskraft zurück, und die Zähne aufeinanderbeißend, suchte sie mit allen Kräften, sich auf dem hinter ihr festgebliebenen Eise dem Ufer zuzuschieben, und kräftig zog und half unter leisem Keuchen die ihr hinter dem Gestrüpp, gegen das sie sich wohl stemmte, noch halb verborgen bleibende Frauengestalt.

Nun war sie aus dem eisigen Wasser befreit und lag dicht am Rande des Sees; ihre Retterin schlang beide Arme um Ilse Schultern: „So, nun versuchen Sie, aufzustehen.“

„Ich kann nicht, meine Beine sind wie abgestorben“, stöhnte Ilse. Sofort kniete die Helferin neben ihr, und mit den nassen, eisigen Kleidern rieb und knetete sie die Verunglückte, daß das gestockte Blut wieder anfang, lebenbringend durch die Glieder zu strömen, und dabei konnte sie erst richtig sehen: „Ach, Sie, die Eis —“, stotterte sie.

„Sprechen Sie nur ruhig aus, die Eistante. Ich weiß wohl, daß man mich so nennt, und nehm's nicht übel“, sagte das alte Fräulein ruhig, „in Wirklichkeit bin ich Fräulein Müller, Fräulein Pauline Müller. So, und nun versuchen Sie's nochmal mit dem Aufstehen, es muß jetzt gehen, und ich nehme Sie erst einmal mit zu mir; ich wohne nur wenige Schritte von hier.“

Es war ein merkwürdiger Anblick, wie das große, kräftige Mädchen sich auf die zierliche, um einen Kopf kleinere Gestalt des

alten Fräuleins stützte, aber in dem wohnte mehr Kraft und Energie, als ihr anzusehen war. Sie wankte nicht um Haarsbreite, und ihren Arm fest um Ilse's Taille gelegt, schob sie sie vorwärts.

Und wirklich, es ging; die Lähmung in den Beinen wich, und die Zähne, die ihr vor Frost zusammenschlugen, fest aufeinanderbeißend, ging Ilse die wenigen Schritte durch das Gehölz und bog mit ihrer Netterin in eine der schmalen, stillen Gäßchen der „Altstadt“ ein, in die sie noch nie gekommen.

Die wenigen Leute, die sie trafen, schauten ihnen erstaunt nach; aber Ilse merkte davon nichts, sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um sich von dem immer stärker werdenden Frostgefühl, das die nassen, eisigen, sie beim Gehen hindern den Kleider erzeugten, nicht überwältigen zu lassen.

Sie wußte kaum, wie sie die schmale, steile Treppe zur Wohnung des alten Fräuleins in die Höhe gekommen, sie fand sich plötzlich in einem behaglich durchwärmten Zimmer auf dem Sofa. Fräulein Müller löste mit großer Geschicklichkeit die Knöpfe und Bänder ihrer Kleidung, hüllte Ilse fest in eine dicke Decke, warf noch eine zweite darüber, schob ihr ein riesiges, weiches, nach Lavendel duftendes Seidentissen unter den Kopf und verschwand dann, um nach unglaublich kurzer Zeit mit einem großen, dampfenden Glase wiederzukommen. Geschickt, wie eine gelehrte Krankenpflegerin, schob sie den Arm unter Ilse's Kopf und hielt das würzig duftende Getränk an ihre Lippen: „Glühwein! Sie müssen das ganze Glas austrinken, und so heiß wie möglich, sonst werden Sie krank“, sagte sie energisch.

Gehorsam schluckte Ilse die heiße Flüssigkeit und spürte nach wenigen Augenblicken bereits eine behagliche Wärme ihren Körper durchdringen, und mit dem Wohlgefühl kam auch ihre Lebendigkeit wieder. Mit einem energischen Ruck setzte sie sich ganz aufrecht und faßte nach beiden Händen ihrer Netterin. „Ich danke Ihnen tausend-, tausendmal, Fräulein Müller, ohne Sie wäre ich ertrunken“, sagte sie warm.

Das alte Fräulein schüttelte abwehrend den Kopf: „I wo denn, dann hätte Sie ein anderer gerettet, aber so hat Ihr Einbruch wenigstens kein besonderes Aufsehen gemacht, und das ist auch etwas wert, und für mich ist's eine große Freude, daß gerade ich Ihnen helfen durfte.“

Aber Ilse ließ sich nicht so schnell abspießen, und die Estante mußte noch einen Dankesgruß über sich ergehen lassen, aber dann drückte sie das junge Mädchen sanft in die Kissen zurück: „Nun liegen Sie mal erst eine Weile ganz still und wärmen sich durch; ich werde Ihnen jetzt noch ein Glas Wein bringen und dann müssen Sie ein paar Zeilen an Ihre Verwandten schreiben, damit sie Ihnen trodene Kleider schicken. Meine Aufwartung wird gleich kommen, die kann den Brief mitnehmen.“

Sie brachte mit diesen Worten Ilse Brenner erst wieder ganz in die Wirklichkeit zurück. Was würden Onkel und Tante sagen, und wie würden sie sich noch nachträglich ängstigen! Und wenn Doktor Buchwald je von ihrem Einbruch erführe?!

Sie wurde dunkelrot, und es überlief sie siedendheiß — ob er wohl spotten und über sie lächeln würde? Selbstverständlich würde er sich einbilden, daß sie feinetwegen Schlittschuh gelaufen sei, und er hatte ja recht — und plötzlich legte Ilse den Kopf auf die Seite und brach in schluchzenden Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper erschütterte.

Das alte Fräulein ließ ihren jungen Gast erst eine ganze Weile sich ausweinen, dann begann sie sachte mit ihrem feinen Batisttuchlein die Tränen von dem jungen Gesicht zu trocknen und dazwischen die kleine, braune Hand zu streicheln, die auf der Decke lag.

Als das Weinen etwas nachließ, sagte Fräulein Müller leise und zärtlich: „Das ist kein Wunder, daß Ihre Nerven nachgeben, Kindchen, da kommt wohl außer dem Schreck noch so allerlei zusammen — ich kenne das. Weinen Sie sich nur ruhig aus, ich schreibe schon selbst ein paar Worte an die Ihrigen.“

Das alte Fräulein ging aus dem Zimmer, und als es nach einer Weile wieder hereinkam, fand es das junge Mädchen aufrecht auf dem Sofa und mit großen, verweinten Augen im Zimmer umhersehend.

„Es ist merkwürdig, es ist mir, als kenne ich Sie schon lange, und das ganze Zimmer kommt mir so vertraut vor“, sagte Ilse träumerisch.

„Wahrscheinlich haben Sie schon bei Ihrer Großmutter oder einer alten Tante ein ähnliches Zimmer gesehen“, erwiderte Fräulein Müller lächelnd und setzte sich neben sie. „Mein Zimmer ist altmodisch wie ich und paßt zu mir“, und sie ließ ihre Blide fast zärtlich über die eingerahmten Silhouetten und verbläuten Photographien an den Wänden, über die altmodischen Mahagonistühle und die schöne Biedermeierkommode mit bronzenen Beschlägen und Griffen gleiten. „Ich weiß, daß man mich für sonderbar hält, weil ich mich von der Eisbahn nicht trennen

kann, und immer gern die jungen Paare beobachte, aber wie ich so geworden bin, danach fragt kein Mensch“ — ganz leise sagte sie dies — „wollen Sie meine Geschichte hören?“

Und als Ilse nickte und bittend nach ihrer Hand faßte, fuhr sie fort: „Vor fünfzig Jahren etwa spielte ich eine Rolle hier in Bansk. Mein Vater war der Bürgermeister, und ich galt für hübsch und eine gute Partie. Ich war als einziges Kind verwöhnt von klein an: von meinen Eltern, von einem halben Dutzend alter Tanten, von allen möglichen guten Bekannten — kein Wunder vielleicht, daß ich eingebildet und eigenwillig war und mich mehr dünkte als andere. Ich gab den guten Leuten unserer damals noch kleineren Stadt viel Stoff zum Reden, aber das kümmerte mich wenig, und ins Gesicht waren sie auch alle freundlich zu mir — mein Vater war ja das Oberhaupt der Stadt. Mit fünfzehn Jahren wurde ich konfirmiert, und ein halbes Jahr darauf ging ich in die Tanzstunde und war dort die Gefeiertste unter den vierzehn- bis sechzehnjährigen Mädels und den nicht viel älteren Jungens. Besonderen Reiz aber erregte es, daß der einzige wirkliche Herr des Kreises mich vor allen andere auszeichnete. Das war Ernst Wolter“ — die Stimme des alten Fräuleins zitterte leicht, als sie den Namen aussprach. „Er war des Sohn des damaligen Gymnasialdirektors und schon Student. Er kam auch nur im Anfang in unseren Unterricht, solange die Universitätsferien dauerten, aber zu Weihnachten war er wieder da, und wir waren unzertrennlich auf dem Eise und beim Tanze. Selbstverständlich wurde viel über mein anpassendes Benehmen geredet, aber das genierte mich nicht, und mein Vater lachte dazu und hielt alles für Kinderei. Außerdem war aber Ernst's Vater sein Freund, und er hätte eine spätere Verbindung zwischen uns nicht ungern gesehen. Zu unserem Tanzstundenball im Februar kam Ernst eigens herüber und brachte mir einen großen Strauß hellroter Rosen mit, die genau zur Farbe meines rosa Tarlatanleibes paßten. Das war etwas ganz Besonderes für Bansk: Rosen im Winter, und noch dazu für ein so junges Mädchen, und des Redens war kein Ende. Auf diesem Balle verlobten wir uns heimlich — ich war kaum sechzehn Jahre alt, Ernst einundzwanzig —, und ich bildete mir ein, ihn von ganzem Herzen zu lieben. Erst nach Jahren lernte ich, daß das damals noch nicht die richtige Liebe gewesen, daß ich in meinem leichtfertigen, selbstfüchtigen Herzen gar nicht fähig war, sie zu empfinden. Ernst hingegen liebte mich in seiner stillen, treuen, festen Art, die so ganz verschieden war von meinem flatterhaften Wesen. Aber so ist's ja oft, daß die Gegensätze sich anziehen; gerade mein überprudelnd-heiteres Temperament, meine Unberechenbarkeit und Leichtgläubigkeit hatten es ihm angetan. Jede Ferien kam er nach Haus, trotzdem sein Vater ihn andere Reisen machen lassen wollte, und dann gab's eine herrliche Zeit für mich, eine Zeit der heimlichen Spaziergänge und Küsse und der ausgesprochenen Courmacherei, wenn wir vor den Augen anderer zusammen waren. Offentlich wollten wir uns erst verloben, sobald Ernst sein Examen bestanden, denn er wußte, daß sein Vater eine Studententwerbung nie gebilligt haben würde. Und warum auch unser Glück überall auszulapen?! Wir entbehrten ja nichts, im Gegenteil, diese Heimlichkeit war doppelt süß, und ich hatte außerdem noch den Vorteil davon, daß ich meine Jugend genießen konnte; denn darunter verstand ich, daß ich mir, wenn Ernst nicht da war, ungeniert von anderen Herren den Hof machen ließ. Ernst hingegen besuchte, wie ich wohl wußte, überhaupt keine Festlichkeiten ohne mich und tanzte nie mit einer anderen Dame: es war gerade umgekehrt, als es sonst meist bei Brautpaaren zu sein pflegt. Und dann kamen jene Weihnachtsferien vor nunmehr einem halben Jahrhundert, die so ganz besonders schönes Frostwetter mit herrlicher Eisbahn brachten und so ganz besonders viel Festlichkeiten in der ersten Gesellschaft Bansk's. Ernst war ebenfalls gekommen, trotzdem er jetzt dicht vor dem Examen stand, aber zum erstenmal verdross es mich, daß er als selbstverständlich annahm, daß ich alle großen Tänze mit ihm tanzte; denn da waren unter den Weihnachtsgästen ein paar schmude Leutnants, die mich hofierten und mit denen zu tanzen mich ganz besonders schön dünkte — aus Eitelkeit, und weil die anderen jungen Mädchen sich ärgerten. Und ich setzte meinen Willen durch, und Ernst bekam auf dem großen Kasino-Weihnachtsball nicht eine Quadrille, und nach einigem Zögern und etwas Herzklopfen, das mir mein schlechtes Gewissen verursachte, gewählte ich dem hübschen Jägerleutnant von Schmieden auch den Kotillon. Ernst stand still und verdrossen in einer Ecke, während ich mit glühenden Wangen und trotzigem Herzen an ihm vorbeitanzte und ihn mit scheuen Blicken streifte. Am nächsten Tage auf der Eisbahn hatten wir unsern ersten und letzten wirklichen Streit. Ernst verlangte mit aller Festigkeit, daß ich nicht mit anderen kokettieren solle — wie er's mit Necht nannte —, und ich war empört über seine Eifersucht, über seine Pedan-

terier' und 'Eugherzigkeit'. Zum erstenmal trennten wir uns im Born, das heißt, ich ließ Ernst mit dem letzten Trumpf: „Ich lasse mir meine Jugend nicht verbittern, ich werde mir's noch sehr überlegen, ob ich dich heirate!“ einfach stehen, schnallte mir selbst die Schlittschuhe ab und ging darauf nach Hause. Ich sah noch voller Empörung, daß er gar nicht daran dachte, mir zu folgen, sondern Hand in Hand mit meiner Freundin Lotte Baumann in graziösen Bogen über den See fuhr. Ich habe beide niemals wiedergesehen. Am Nachmittag desselben Tages brachte man uns die Schreckensbotschaft ins Haus, daß Herr Wolter und Fräulein Baumann auf dem See eingetrochen und ertrunken seien. Ich sank ohnmächtig zu Boden, und als man mich nach Stunden wieder zur Besinnung brachte, schlug ich um mich und erkannte niemand. Wochenlang habe ich dann an einem hitzigen Nervenfieber gelegen, und die Ärzte dachten kaum, daß sie mich durchbringen würden. — Langsam nur erholte ich mich, und die Leute sagten, es sei seitdem nicht mehr ganz mit mir wie es sein muß. Vielleicht hatten sie recht. Ich weiß nur, daß ich nichts anderes denken konnte, als daß ich schuld sei an Ernsts Tode, daß er nie und nimmer so unvorsichtig gewesen wäre, so weit zu laufen auf der unsicheren Bahn, wenn ihm nicht der Born über mich jede Überlegung genommen. Und wie mit magischer Gewalt trieb's mich immer wieder und wieder zu jener Stelle, an der er verunglückt — sie ist nicht gar zu weit mehr von jener, welche heute Ihr Verhängnis wurde, Kindchen. Und wenn ich mir dann ausmalte, wie ihn die eisige Tiefe verschlungen, wie er vielleicht in Todesnot meinen Namen gerufen, — dann, ja dann glaubte ich selber, daß ich den Verstand verlore. — An Lotte Baumann dachte ich kaum, und wenn, dann war's mit einem Gefühl des Reides, daß ich nicht an ihrer Stelle hatte sein können. Mit Ernst Wolter war la meine Jugend

beobachten, und die ihnen am liebsten alle ihre kleine, traurige Geschichte erzählen und sie warnen möchte vor Streit und Troß und Mißverständen. Und daß ich Ihnen heute helfen konnte, Sie vielleicht vor dem Tod bewahrte, ich, die ich nach meiner eigenen, festen Überzeugung schuld am Tode eines Menschen bin, dafür kann ich dem Schicksal gar nicht genug danken“, schloß das alte Fräulein, und langsam tropften ein paar Tränen aus ihren Augen und fielen auf Ilse's Hand, die sie noch in der ihren hielt.

„Mein liebes, armes Fräulein Müller“, flüsterte Ilse und drückte schein und zärtlich ihren Kopf an die Schulter ihrer Retterin.

„Und wie ist's mit Ihnen, Kindchen? Ich sah Sie doch stets mit dem netten Doktor Buchwald zusammen, und jetzt nie mehr. Wollen Sie mir denn nicht Ihr Herz ausschütten?“ bat die alte Dame fast schüchtern.

Und Ilse Brenner erzählte von ihrem Kummer und ihren

Kämpfen, und ihre neue Freundin schüttelte ernst und erstaunt den Kopf: „Dann lieben Sie den Doktor Buchwald nicht richtig, Kind. Denn mit dem Manne, den man liebt, geht man doch zu den Totoluden, und nun gar erst in ein behagliches Heim, wie er's sicher hier für seine Frau bereiten wird.“

„Jetzt, wo alles aus ist zwischen uns, weiß ich ja erst, daß ich auch überall mit ihm hingehen würde, wo er nur will“, schluchzte Ilse verzweifelt. „Jetzt aber glaubt er gewiß, ich liebe ihn nicht, und wird nie mehr etwas von mir wissen wollen.“

Verärgert strich nun Fräulein Müller über die tränennasse, rosige Wange, und dabei lächelte sie fein und ein wenig schelmisch, aber das konnte Ilse nicht sehen, da sie den Kopf gesenkt hielt: „Können Sie Ihre Abreise nicht noch ein wenig aufschieben? Wer weiß, was sich dann noch alles ereignet?“ fragte sie darauf.



Die 750 Meter lange Donau-Brücke bei Cernavoda.

die von den Rumänen auf ihrem Rückzug geprengt wurde. Phot. Kreuzer.



Kommodore Michelsen. (Mit Text.)

begraben und ist nie wieder aufgewacht. Ich zog mich von allem zurück, und als nach einigen Jahren kurz nacheinander meine Eltern starben, war ich bald ganz vereinsamt, und allmählich bin ich zur alten 'Gisante' geworden, die's noch immer, sobald die ersten Schlittschuhläufer sich auf dem See zeigen, hinuntertreibt, und die es nicht lassen kann, die jungen glücklichen Paare zu

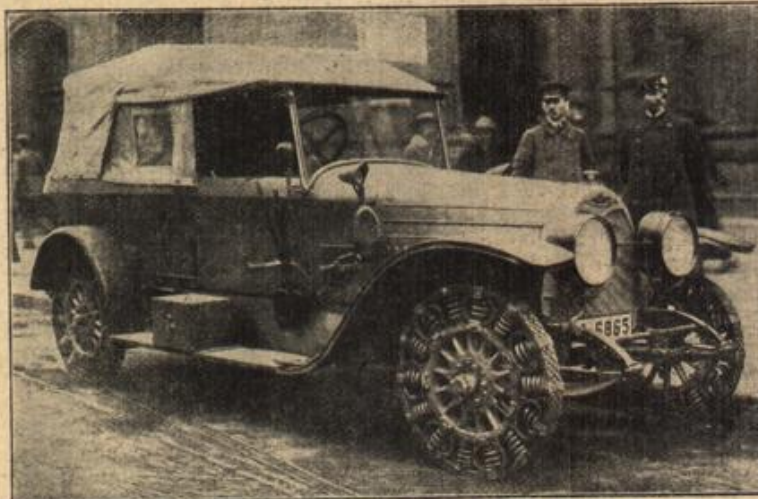


Zwischen Anere und Zomme.



Train der Verbündeten beim Übergang über den Alt (Rumänien).

Da richtete ihr junger Gast sich mit einem Ruck in die Höhe und faßte ihre Hände mit fast schmerzhaft festem Druck. „Sie



Gummi-Ersparnis im Wetttrieb. (Mit Text.)

wollen ihm doch nicht etwa schreiben? Versprechen Sie mir, daß Sie das nie, nie tun?“ bat sie ganz entsezt.

„Nein, nein, Herzchen, ängstigen Sie sich nur nicht“, be-

schienen die Frau Gymnasialdirektor Brenner und ihr Mädchen, bepackt mit Garderobe für die Richte, auf der Schwelle des Zimmers, und es gab eine aufgeregte und gerührte Szene.

Die Brenner wurde nicht viel gefragt, ob sie noch länger in Vansberg bleiben wollte oder nicht, sie bekam trotz Frau-



Kapitänleutnant Claus Hansen.
(Mit Text.)

schwichtigte die alte Dame sie und stand auf; denn draußen hatte es gellungelt, und dann er-



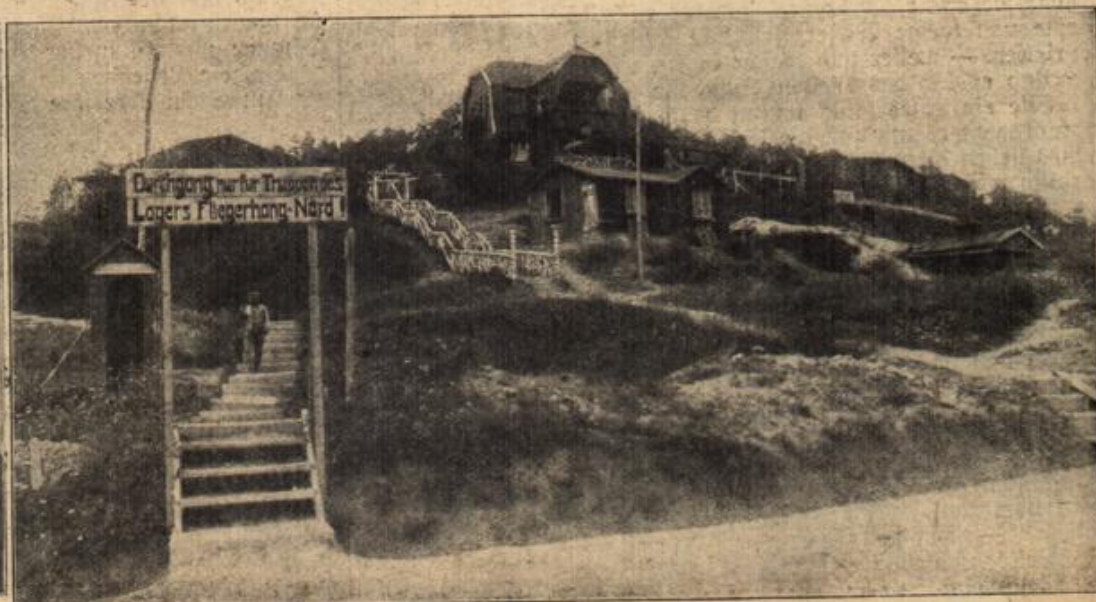
Französischer Transportwagen für schwere Geschosse.
Das Verladen der Geschosse.

lein Müllers Glühwein eine starke Erkältung und mußte mehrere



Generalmajor Groener

wurde zum Leiter des neugegründeten Kriegsgeschäftes ernannt.



Ein von feldgrauen Bantänkistern errichtetes Lager einer Feldfliegerabteilung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Fot. R. Spelling.

Tage zu Bett liegen. Frau Direktor Brenner wollte ihren Hausarzt Doktor Buchwald holen lassen, aber weil ihre Richte entschieden erklärte, sie würde dann aus dem Fenster springen, schickte sie zu dem alten Doktor Meier.

In Vansberg wußte man aber jetzt ganz genau, daß zwischen Ilse Brenner und Doktor Buchwald nun alles und für immer vorbei sei.

Für die Patientin, die ihm in Ilse entgangen war, bekam Doktor Buchwald eine neue: Fräulein Pauline Müller litt plötzlich an starkem Rheumatismus und konsultierte ihn.

Daß sie ihm dabei erzählte, daß sie sich wahrscheinlich bei der Rettung einer im Eis Eingebrochenen erkältet habe, war natürlich und eigentlich sogar Pflicht dem Arzte gegenüber. Und daß sich daran noch ein Gespräch über die Verunglückte schloß, war auch erklärlich.

Als Ilse Brenner nach einigen Tagen ihre alte Freundin und Ketterin besuchte, öffnete diese ihr mit strahlendem Gesicht selbst die Tür. „Gehen Sie nur immer schon in die Stube, mein Herzchen, ich will uns nur gleich den Kaffee hereinholen“, sagte sie, und als Ilse eintrat, da saß in einem der großen Lehnstühle — Doktor Hans-Heinz Buchwald.

Sprachlos vor Schreck, als erblickte sie ein Gespenst, blieb das junge Mädchen stehen, während der Doktor aufsprang und Fräulein Pauline Müller leise die Tür schloß.

Mit dem Kaffee besetzte sie sich nicht sonderlich, aber als sie dann endlich mit Kanne und Kuchenteller hereinkam, fand sie ein glückseliges Brautpaar, das engumschlungen auf dem Sofa saß.

Leben.

Von Paul Blis.

(Nachdruck verboten.)

In einem wunderblauen Herbstmorgen, der in Gottes ganzer Herrlichkeit strahlte, kam es über mich mit Allgewalt.

Hinaus aus der großen Stadt, die die Herzen stumpf macht und durch tausend Land und Glitter die Sinne betäubt — hinaus aufs weite, freie Land, wo Gottes freier Odem uns ins Herz hineinweht, wo die Brust sich weitet und wo man das Bewußtsein der Kraft wiederfindet, ach, nur hinaus!

Müde und abgemattet sitze ich in der Ede meines Wagens und schaue auf die himmelhohen Mietskasernen, durch die wir dahinsausen, und ein Gefühl der Wehmut überkommt mich, wenn ich all der Tausende gedente, die in solchen Steinkolosse ihr Dasein verbringen — wieviel himmelhohe Hoffnungen sind da zu Grabe getragen, wieviel jauchzende Kraft und Eigenart ist da zermürbt und abgeschliffen durch die grausam eingliedernde Macht der Großstadt, wieviel Liebe und Glaube hat sich da in glühenden Haß und Spott gewandelt.

In lausender Eile faucht die Maschine dahin — immer noch die endlosen Fensterreihen, immer dasselbe graue, öde Einerlei. Nur aber ein Friedhof, ein Stück wehmütvoller Andacht, ein Memento mori mitten in dieser Steinwüste. Und dann Gärten und Wälder, dann wieder freies, freudiges Leben, und jetzt, soweit das Auge schaut, weites, freies Feld.

Weiter und weiter in lausender Eile.

Vorüber jetzt an bunten Dörfern, deren rote Ziegel im hellen Sonnenschein leuchten, vorüber an biden Windmühlen, deren Flügel bedächtig sich drehen, vorüber an stillen Seen, auf denen gelbe und weiße Wasserrosen ihre taufrische Pracht so einsam entfalten — weiter und weiter in lausender Hast.

Und endlich das Ziel in Sicht, die Gesilde der Heimat.

Wie ein stilles Glück kommt es über mich, wie ein losender Hauch weht es mir um die Schläfen — wie der herzliche Gruß eines lieben alten Freundes klingt es in den Ohren — daheim, endlich wieder daheim!

Der Zug hält. Nun wandere ich langsam hinaus in die Felder, in die Einsamkeit, in die Welt der Erinnerungen.

In strahlender, leuchtender Schönheit prangt der helle, blaue Himmel, so klar und durchsichtig, daß man glaubt, bis in die ferne Unendlichkeit hineinsehen zu können. Und die Sonne scheint so warm, als wäre es Juli und nicht Herbst. Über die Stoppeln wehen zahllose weiße Fäden, da weben Tausende emsiger Spinnchen an ihren weißen Netzen.

Freude, helle Freude lacht mir ins Herz. Was sieht man nun da in der großen Stadt, tagaus, tagem, jagt nach Glück und Erfolgen und erntet für jede gesäte Hoffnung immer nur neue Enttäuschungen? Wäre's denn wirklich nicht besser, hier draußen, fern vom rauschenden Treiben, ein still beschauliches Dasein zu führen? — Aber das Leben, das Leben!

Weiter und weiter geht die Wanderung.

Welch ein Duft aus der frisch gepflügten braunen Scholle herweht! Kraft! Urkraft der Mutter Erde. Wie lange noch, dann wird der Sämann kommen, das weiße Pflügen über der

Schulter, und wird dir, heilige Mutter Erde, von neuem den Samen in deinen Schoß streuen — stille Wünsche wird er dabei hegen, fromme Sprüche wird er murmeln und frohe Hoffnungen werden sein Herz höher schlagen lassen — du aber, in unendlicher Güte, in schier verschwenderischer Gebelume, du wirst die Körner keimen lassen, daß sie wachsen werden und als goldgelbe Frucht hundertfach des Sämanns Taten lohnen.

Glücklicher Landmann, der du auf deiner Scholle Herr bist, der König in deinem Reiche.

Und nun, welch ein neuer Duft, würzig und süß, fast betäubend und stark. Vom Heu wird er hergeweht. Der letzte Schnitt des Jahres liegt und trodnet in der warmen Herbstsonne.

Was für Erinnerungen weckt dieser Duft! Damals wanderten wir zwei auch so über die Wiesen; des Schnitters Sense fuhr durch hohe Gräser und Blumen, und bei jedem weißen Blumenstern, der hingemäht niedersank, zuckte es in deinen Augen, und endlich schimmerten die hellen Tränen darin. Und als ich meine Arme um dich legte und dir in heißer Liebe das Raß aus den Augen fortküßte, da erschauerte dein Leib, da wurden deine Hände kalt wie Eis, und mit unendlicher Traurigkeit traf mich dein Blick. Ach, das war wohl eine Ahnung dessen, was dir bevorstand, denn bald, ach so bald mähte der große, unbarmherzige Schnitter auch dich, du mein Liebste, dahin, wir betteten dich drüben unter dem grünen Rasen. Schlaf wohl!

Weiter und weiter geht der Weg.

Hier ist der stille, große See, versteckt in mannhohem Schilf, wo ich, trotz des strengen Verbots, so oft gerudert und stundenlang geangelt, und dort das schwarze Torfmoor, in dem ich einst beinahe versank und zum Lohn dafür dann vom Großknecht noch eine Tracht Prügel bekam — ach, es war so schön, so jung und so wild zu sein und so in voller Kraft sich austoben zu können!

Drüben leuchtete im hellen Grün die alte Schwedenschanze. Dort spielten wir in phantastischen Aufzügen unsere wilden Indianerkriege, stahlen uns Rüben und Kartoffeln und brien sie am offenen Feuer, und wenn wir heimkamen, waren die Kleider beschmutzt und zerrissen, und an Schularbeiten hatte natürlich keiner gedacht, und dann gab es wieder Keile, wie oft, ach, wie oft!

Weiter und weiter. Vorüber an hellgelben, hohen Strohmieten, in denen die braunen Feldmäuse rascheln, vorüber an weiten Kartoffelfeldern, wo viel fleißige Hände die braunen Früchte einsammeln, wo wilde Knaben das braune Kraut unter Jubel und Jauchzen verbrennen, daß der weiße Rauch in dichten Wolken aufsteigt — vorüber an hundert geschäftigen Menschen, die im Schweiß ihres Angesichts sich plagen, aber doch mit frohleuchtenden Augen meinen Morgengruß erwidern — weiter und immer weiter.

Und nun — quersfeldein, hinüber zum nächsten Dorf, wo unter uralten Linden und Ahorn, die eben in leuchtendem Gelb stehen, das alte, graue Kirchlein weltvergessen träumt von längst verwachten großen Tagen, und wo die dichte, hohe Eichenhecke eine lebende Mauer bildet um den stillen Gottesacker. Welch ein Friede, welch heilige Ruhe. Kein Hauch, kein Laut, nur das Zirpen der Grillen, alles schläft hier den Schlaf der Ewigkeit.

Ach, hier von einer lieben, zarten Hand sanft gestreichelt, von einer milden Stimme sanft eingesungen zu werden zur ewigen Ruhe! — O Avalon, du mein Land der seligen Träume!

Und dort der Hügel, der mein Liebste bedt. Da schlummert sie nun unter dichtem Efeu den ewigen Schlaf; ein paar trockene Blumen und ein welker Kranz sind der ganze Schmuck.

Ja, die Lebenden da draußen vergessen schnell.

Am Stein aber ihre Lieblingsverse:

„Der du vom Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllst.
Ach, ich bin des Treibens müde.
Was soll all der Schmerz und Lust.
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust.“

Da sinke ich denn hin auf die alte, morsche Bank, schließe die Augen, falte die Hände und bitte, daß ein Wunder geschehen möge.

Friede und Ruhe — hier sind sie, hier finde ich sie; was soll noch das Hasten da draußen, was noch das Sorgen um Gold und Ehren! Ein paar Jahre vielleicht, dann kommt der Senfmann und mäht auch dich dahin, und wieder ein paar Jahre, dann wuchert hohes Unkraut auf dem Hügel, der Rost frisst den Namen weg, und es bleibt vielleicht ein bißchen Flittergold oder ein Perlentranz.

„Ein Wunder!“ betet still mein Herz.

Und da plötzlich — ein feiner Ton, zitternd und klagend — so drang es zu mir her: Das Glöcklein im alten Turm erklang.

Und dann nahte sich ein ernster, trauriger Zug — voran auf hoher Bahre der Sarg, dahinter der Pfarrer und dann die Leidtragenden, summt, traurig, ergeben.

An der offenen Grube macht man halt. Der Geistliche sprach das Gebet, und dann ließ man den Sarg hinab.

Starr, wie gebannt, wie gefesselt, sah ich da und sah hinüber auf die Bestattung; alles Leben in mir schien erstorben, weltentrückt starrte ich hinüber. Da aber, als der Sarg hinabglitt, als die ersten Schollen schaurig nachsanken, da erwachte ich plötzlich aus meiner Lethargie — und nun riß es mich fort von dieser Stelle der Ruhe und des Friedens, nun trieb es mich hinaus.

Und draußen warf ich mich ins hohe Heidekraut, und mein Herz jauchzte, meine Seele jubelte, und mit tränenfeuchten Augen schaute ich in den hellen Himmel und in die strahlende Sonne — und alles in mir drängte wieder hin zum Leben — wie von neuem der Welt wiedergegeben, drängte es in meiner Brust voll himmelstürmender Freude, voll glücksverheißender Kraft, voll jubelndem Tatendrang, und so ward alles Wünschen zum heißen Dankgebet: „Herr Gott, ich danke dir, daß ich lebe!“

Das Wunder war geschehen.

Die bewußte „letzte Minute“.

Einen Tag vor Weihnachten besuchte ich meine Kusine. Sie ist so aufgeregter, daß mir ordentlich angst wird, und ich merke, daß ich recht ungelegen komme. „Verzeihe, Anna,“ stammelt sie, „du kannst dir nicht denken, was ich noch alles zu tun habe. Die ganze Weihnachtsbäckerei soll noch gemacht werden, noch so und so viele Geschenke habe ich zu besorgen, das Esszimmer ist auch noch nicht fertig, in der Schlafstube müssen noch die Gardinen aufgesteckt werden, die Strümpfe, die ich für meinen Mann stricken will, sind gerade beim zweiten Klappchen, und den Baum muß ich morgen auch noch puzen. Und zum Abend der italienische Salat und die Einkäufe für den ersten Feiertag...“ Mir ist ganz bange geworden, und eins-zwei-drei bin ich natürlich draußen.

Nach vierzehn Tagen komme ich wieder mal zum Besuch. Da sitzen Mann und Frau und die beiden ältesten Söhne zwischen einem Haufen Bücher und rechnen und addieren und schreiben, daß ihnen der Schweiß von der Stirne läuft. „Was ist denn hier los, Kinder?“

„Aber Anna, Karl muß bis morgen eine Arbeit fertig haben, sonst hat er die größten Scherereien. Er wollte schon jeden Tag darangehen, aber er ist im Geschäft immer nicht dazugekommen.“

„Und nun am letzten Tage...“ Eifrig hebt Freund Karl sein erhitztes Gesicht von dem dicken Folianten: „Das verstehst du nicht, liebe Anna. Es kommen immer unvorhergesehene Zwischenfälle, da muß man es eben stets wieder hinausschieben.“

Auch diesmal bin ich wieder schnell draußen. Tiefes Mitleid regt sich in meinem Herzen mit dieser unglückseligen Familie, für die sich alles immer in letzter Stunde zusammenzudrängen scheint, um sie ihres Lebens nicht froh werden zu lassen.

Trotz meiner trüben Erfahrungen läßt sich meine treue Tantenseele nicht abschrecken. Eines Abends um acht Uhr mache ich wieder einen kleinen Abstecher. Auch heute ist meine Kusine, wie ich sofort merke, nicht in ruhiger und behaglicher Gemütsverfassung.

„Ist wieder eine eilige Arbeit zu machen?“ frage ich ängstlich. Etwas verlegen lächelt Else. „Ja, weißt du, Franz muß zu morgen früh seinen Aufsatz fertig haben. Er ist gerade bei der Reinschrift. Da wollen wir ihn nicht stören. Karl hilft ihm ein wenig. Es tut meinem Manne zu leid, wenn der arme Junge bis spät in die Nacht hinein sich plagen muß. Die Aufsätze in der Prima — du hast keine Ahnung.“

„Allerdings habe ich davon nur schwache Begriffe, sogar so schwache, daß es mir nicht einleuchtet, warum der arme Junge gerade am letzten Tage um acht Uhr mit der Reinschrift beginnen muß.“

„Bis zwölf hat er mindestens noch zu tun, der Aufsatz ist diesmal so lang“, seufzt mitleidig die gute Mutter.

„Wann hat er denn angefangen?“ frage ich teilnahmsvoll.

„Ja, er hätte eigentlich schon früher anfangen können, der Bengel, von heute zu morgen kriegen sie gewiß keinen Aufsatz auf, aber er hatte heute auch ausgerechnet noch eine Mathematikarbeit, und dann war doch am Nachmittag solch prächtiges Eislaufwetter...“

Jedem ich warum mein Mitgefühl mit dem Opfer der heutigen Schulüberbürdung zum Ausdruck bringe, muß ich wieder meinen geplanten Besuch aufgeben.

Ein anderes Mal gehe ich zu meiner Schneiderin, die mir zu diesem Tage bestimmt mein Kleid versprochen hatte. Die Arme liegt krank zu Bett. Natürlich befindet mein Kleid sich noch in einem Zustande, der nicht entfernt an ein salonsfähiges Kleidungsstück kultivierter Menschenkinder erinnert. Ich wage ganz zart darauf hinzuweisen, daß ich bereits vor acht Wochen den Stoff vertrauensvoll in ihre Hände gelegt hatte in der ganz bestimmten

Zuversicht, das Kleid wenigstens zu diesem Tage dann auch fertig zu sehen.

„Ja, aber man kommt wirklich nicht dazu“, stammelt die Arme. „Heute hätte ich's ja bestimmt noch fertigbekommen, aber...“

Mit einem Kranken soll man nicht rechten. Betrübt schlich ich wieder von dannen, nur dem Gedanken nachhängend, warum denn gerade jene Arbeit bis auf die letzte Minute aufgeschoben werden muß. Ich nahm mir vor, es mir zum Grundsatz zu machen, daß ich von jeder mir gestellten Frist von vornherein vierundzwanzig Stunden abstreichen wollte, denn was kann sich am letzten Tage nicht alles dazwischendrängen, was wirklich die Einhaltung der Frist unmöglich macht!

In jenem bedauernswerten Zustande des ewigen Verheißens bin ich seitdem nie gewesen. Meine Vorbereitungen zu den Festen und Geburtstagen sind immer schon einen Tag zu früh fertig, und es bleibt an Arbeit nur gerade das unumgänglich Notwendigste, was ich mir sorgfältig auf Papier notiere, um nichts zu vergessen. Ich habe auch keinen Brief zum Geburtstag seitdem zu spät abgeschickt, weil er immer schon einen Tag früher fertig auf meinem Schreibtisch liegt. Meine Kinder dürfen grundsätzlich ihre Aufsätze nicht bis zur Abendstunde des letzten Tages aufschieben. Ich halte streng darauf, daß sie „vorarbeiten“, was irgend zu machen ist. Meiner Kusine Else oder meiner Schneiderin aber wage ich die gute Lehre nicht anzubieten, denn als Moralpredigerin will ich nicht gern verschrien sein.

Gertrud Weisphal.

Eine zeitgemäße Frage.

Was sollen wir zu Weihnachten schenken? Es ist durchaus nicht immer leicht, sich mit dieser Frage abzufinden. Manchmal braucht es nahezu der Findigkeit eines geriebenen Privatdetektivs, um das zu erforschen, was jemand gern zu Weihnachten hätte. Es gibt Menschen, welche absolut nicht dazu zu bringen sind, ihre Wünsche zu äußern. Auf alles Fragen und Drängen haben sie nur die Antwort, daß sie nicht vorher wissen mögen, was sie bekommen werden, daß gerade das Geheimnisvolle, Ungewisse reizvoll für sie — kurzum, daß sie überrascht werden möchten.

Und es ist wahr und richtig: der größte Reiz der Weihnachtsfreude besteht in der Überraschung. Was man erwartete, nachdem man Wünsche kundgegeben, das kann wohl mit Vergnügen empfangen werden, aber der eigentliche Zauber fehlt diesen Geschenken.

So weit wäre die Frage: „Was schenken wir?“ zunächst durch die Erkenntnis gelöst, daß es eine Überraschung sein soll, etwas, das der zu Beschenkende nicht erwartet, nicht vermist hat bisher, das aber in dem Augenblick, da es ihm beehrt wird, als höchst wünschenswert und willkommen begrüßt, das er von nun an nicht mehr missen möchte. Ein solches Geschenk ist eine rechte, echte Weihnachtsüberraschung, der Poesie des lieblichen Festes entsprechend.

Natürlich ist bei der Wahl dieses Geschenkes voranzusehen, daß der Geber den Geschmack, die Eigenart und das Alter des Empfängers möglichst berücksichtigt. Aber — wissenschaftlich und unwissenschaftlich — wird das manchmal unterlassen. Häufig kann man der Versuchung nicht widerstehen, auf das zu verfallen, was einem selbst begehrenswert erscheint. Auch Eigensinn und Herrschsucht machen sich zuweilen bei den Weihnachtsgeschenken bemerkbar, und mancher will sogar erzieherisch damit wirken.

„Meine Nichte wünscht sich freilich einen Fächer zu Weihnachten“, hörte ich unlängst sagen, „aber das fehlte mir noch, Eitelkeit und Weltlust zu fördern! Ich werde ihr statt dessen ein durchaus praktisches Geschenk machen.“

Ob die Tante damit, wie sie beabsichtigt, den weltlichen Sinn ihrer jungen Nichte wandelt, ist wohl sehr in Zweifel zu ziehen. Eine freudige Weihnachtsüberraschung aber wird sie mit den derben, waschechten Schürzen keineswegs bereiten.

Ähnlich verfährt eine mir bekannte, ideal veranlagte Dame. Diese schickt ihrer auswärts wohnenden Schwester allweihnachtlich — reizvoll in Tannengrün verpackt — gute Bücher verschiedensten Inhalts, in der Hoffnung, daß durch diese Lektüre doch endlich der Sinn für das Höhere, Bessere in dieser hausbadenen Hausfrauenseele gewendet werde! So wie ich die Empfängerin, eine viel geplagte Hausmutter, welche kaum mal einen Blick in die Zeitung wirft, kenne, werden die Bücher sein lächerlich auf die Seite gelegt, um ungelesen ein beschauliches Dasein zu führen, bis sie bei einer passenden Gelegenheit wieder verschient werden.

Ja, das liebe Weihnachtsfest steuert gewöhnlich auch sein Teil zu der Spezies jener wandernden Geschenke bei, welche rastlos von Hand zu Hand gehen, um sogar mitunter wieder an den Ausgangspunkt ihrer Rundreise zurückzukehren.

Wer seine Geschenke vor diesem Schicksal bewahren will, der verpacke sich eingehend in die Eigenart und das Wesen des Empfängers, und danach wäge er.

Marie Goldhan.

Unsere Bilder

Die 750 Meter lange Donaubrücke bei Cernavoda. Die Strecke Cernavoda-Constanza ist die einzige Eisenbahnlinie, die das Innere Rumäniens mit der Küste des Schwarzen Meeres verbindet; sie bezeichnet zugleich diejenige Stelle der Dobrudscha, wo deren Gebiet durch die Donau im Westen und das Meer im Osten am meisten eingeengt ist. Beim Brückenkopf Cernavoda überquert dieser wichtige rumänische Schienenstrang mittels eines gewaltigen Kunstbaus die beiden Arme der Donau und die dazwischentliegende Sumpfinfel, die Balta. Vom westlichen Donauufer führt dieses Bauwerk zunächst über den linken Flussarm als Brücke, die in drei Spannungen eine Strecke von 420 m überwindet. Daran schließt sich ein 650 m langer Viadukt, das Anschlussstück zu dem festen Steindamm bildend, der das sumpfige Überschwemmungsgebiet der Balta durchschneidet. Ein zweiter Viadukt von 900 m Länge vermittelt die Verbindung mit der eigentlichen Donaubrücke, einem schlanken Eisengitterbau, der sich über den bedeutend breiteren rechten Hauptarm des Stromes in einer Länge von 750 m wölbt. Diese Riesenbrücke ruht auf sechs mächtigen Pfeilern, und von ihren fünf Bögen hat der mittlere eine Spannweite von 190 m, während die übrigen 140 m messen. Am Endpunkt des ganzen Bauwerkes liegt auf dem östlichen Donauufer, an eine niedrige Hügelkette geschnitten, in einem sumpfigen Tal das kleine Städtchen Cernavoda, (zu deutsch „Schwarzwasser“), das etwa 2500 Einwohner zählt.

Kommodore Michelsen, der Führer der deutschen Torpedokreuzer, die in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober aus der Deutschen Bucht durch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne in den Englischen Kanal vorstießen und unmittelbar vor den feindlichen Häfen mindestens 11 Vorpustendampfer und 2 bis 3 Torpedoboote versenkten. Mehrere andere feindliche Schiffe wurden schwer beschädigt. Kapitän z. S. Michelsen trat 1888 in die Marine ein; er gehörte den größten Teil seiner Laufbahn dem Torpedowesen an und hat sich im Weltkrieg das Eisenerkrenz 2. und 1. Klasse erworben.

Gummi-Ersparnis im Weltkrieg. Zu den zahlreichen Ersparnissen, die wir der Absperrung während des Weltkrieges zu verdanken haben, gehören auch rund 190 Millionen Mark, die Deutschland alljährlich für Gummi an das Ausland zu zahlen hatte. Die erfindungsreiche deutsche Industrie hat an Stelle der für Heereszwecke beschlagnahmten Gummirollen Eisenbereifungen mit Stahlfedereinlage auf den Markt gebracht, die sich sowohl für Kraftwagen als für Fahrräder bewährt haben. Unsere Aufnahme zeigt ein Auto mit den neuen Reifen.

Kapitänleutnant Claus Hansen, der Führer des deutschen Unterjacks U 41, das, wie erst jetzt bekannt wird, am 24. September 1915 in der Nähe der Scilly-Inseln von einem englischen Dampfer unter amerikanischer Flagge vernichtet wurde. Das U-Boot wurde zusammengebrochen, während es sich dem Dampfer näherte. Als sich der schwerverwundete Oberleutnant z. S. Crompton und der Steuermann Godau in ein Boot retteten, wurde dieses gerammt. Die Engländer ließen die beiden Schiffbrüchigen, die sich an den Bootstrümmern festhielten, über eine halbe Stunde im Wasser schwimmen; dann wurden sie in das Schiff geholt, wo sie ohne Hilfeleistung bis zur Ankunft des Schiffs in Falmouth in einen Deckverschlag eingeworfen wurden.

Allerlei

Järtliche Sorgfalt. Frau: „Lieber Heinrich, du bist doch warm angezogen?“ — Mann: „Weshalb frägst du denn darnach?“ — Frau: „Ja, denke dir, in vergangener Woche ist auf der Bahn ein Ochse erfroren, also nimm dich in acht!“

Eine vorsichtige Verordnung. In dem Bayerisch-Bialger Intelligenzblatt von 1794 ist zu lesen: „Seiner Churfürstlichen Durchlaucht höchste Willensmeinung ist, daß kein Hausvater, dessen Standes er immer sei, den bei demselben wohnenden Studenten oder auch eigenen Söhnen einen Haußschlüssel in der Hand läßt. Winters um 8 Uhr, Sommers 9 Uhr sind die Wirts- und Kaffeehäuser zu räumen und die dort noch Anwesenden zu arretieren. Der Vater des Arretierten ist vorzurufen und hat 6 Reichstaler zugunsten der Studenten-Armeklasse zu zahlen.“

Abfällige Kritik. So sehr Devrient, der berühmte Schauspieler, auch Privatpersonen oder vielmehr Bekannten gegenüber Scherze liebte, so war er Kollegen gegenüber weniger liebenswürdig und gemüthlich. Wollten jedoch junge, unerfahrene Schauspieler ihm gegenüber etwas repräsentieren, so ließ er sie gehörig abfallen. Einst ersuchte auch ein junger Mime ein Engagement bei ihm. Er wußte, daß dieser Mensch von seinen Fähigkeiten nur prahlend sprach, da dieser nichts weniger als talentiert war. Der Petent sprach nun mit stolzer Selbstüberhebung: „Ich sage Ihnen, Herr Direktor, ich

habe stets nur die Könige gespielt, wie Hamlet, Lear und andere mehr.“ — „Das weiß ich,“ antwortete schnell darauf Devrient, „doch wundere mich, daß man Sie noch nicht wegen Majestätsbeleidigung belangt hat.“ R.

Gemeinnütziges

Ein netter Scherzstrauß für Verwundete oder Feldgraue. Dieser eigenartige Strauß ist nur für Raucher bestimmt und wird in der Form eines runden Blumenstraußes in weißer oder farbiger Umhüllung gewunden. Die Blumen sind Zigarren, Zigaretten aller Größen und Arten, die man teils in Stanniol einwickelt, teils in ihrem braunen Gewande und mit einer hübschen Bauchblinde verziert, verwendet. Bei Zigaretten muß das Goldmundstück nach oben kommen. Sämtliche Rauchengel werden mittels feinen Blumendrahts an Drahtseilen befestigt. Kleingeschnittenen Rauchtobak für die Pfeife teilt man in ganz kleine Päckchen und umhüllt sie mit buntfarbigem Krepp- oder Seidenpapier, so daß sie im Strauße wie große Rosen wirken. Kleinere Blüten zum Füllen von Lücken stellt man aus gelben und roten Zigarrenbändern her. Als Mittelstück kann eine mehr oder minder kostbare Zigarren-Meerschamuspige oder eine kurze Pfeife dienen, ebenso lassen sich noch Feuerzeuge verschiedenster Art, kleine Schweden- oder Wachsstreichhölzer-Schachteln, kurze bunte Kerzen u. a. m. in den Strauß mit einwinden. Eine geübte Hand wird dem eigenartigen Strauß schon eine gefällige Form zu geben vermögen. Die zusammengefaßten Stiele werden mit Silberpapier umwunden. Dann flechtet man noch ein breites Band aus roten und gelben Zigarrenbändern, knüpft es zu flotter Schleife und steckt es an den Stiel. Man kann den Strauß auch in länglicher Form binden, was zum Verschicken ins Feld noch praktischer ist. Natürlich muß man beim Befestigen des Drahtes an den Zigarren und Zigaretten die nötige Vorsicht walten lassen, damit die Deckblätter nicht beschädigt werden. Der fertige Strauß sieht dann aber auch so allerliebst aus, daß er sicher dem Empfänger viel Freude bereitet, besonders wenn man noch einige launige Beshen mit einbindet und — vor allem — den Geschmack betreffs der Tabaksorten zu treffen weiß. W. An.

Haselnußmatronen. 200 Gramm ungebrühte, geriebene Haselnußkerne, 200 Gr. gebrühte geriebene Mandeln, 400 Gr. Zucker, den Schnee von 5 Eiern. Die Mandeln und Nüsse werden mit dem Zucker und steifen Schnee vermischt, dann auf

Bleche gelegt, bei starker Hitze rasch gebacken, damit sie innen noch feucht, oben aber hart sind. **Zuckerbrothen.** 1/4 Kilo Zucker rührt man mit 3 ROSENHEIM Eiern recht schaumig. Dazu kommen 1/4 Kilo geriebene EDELWEISS Mandeln, 20 Gramm gestoßener Zimt, 1 Messerfülle MARIENBAD gestoßene Nüssen und 1/4 Kilo Mehl. Dies rollt man tücherbüch aus, macht schmale, längliche Stücke davon, setzt dieselben auf ein mit Wachs bestrichenen Blech und bäckt sie alsdann langsam schön gelb.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymes in voriger Nummer:
Röger, Eger, gerne, Regen, Green.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.